

Das Engadiner Museum

Autor(en): **Camenisch, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572201>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Engadiner Museum.

Nachdruck verboten.

Mit zehn Abbildungen.

Wer von St. Moritz-Bad durch den Waldweg dem See entlang geht und das Bild betrachtet, das sich ihm an jenseitigen Gestade des idyllischen Sees darbietet, dem fallen heute unwillkürlich die bekannten Worte ein: Wer Wunden schlägt, der kann auch Wunden heilen — und er denkt an den Zeitgeist in der Architektur. Es ist mit Recht viel geklagt worden über die Verunstaltung der Gegend durch die Architekten und Baumeister, manches ihrer Bauwerke sticht dem Beschauer wie ein Dorn ins Auge; aber erfreulicherweise sind in neuerer Zeit im Engadin auch wieder eine Reihe Bauten entstanden, deren Schöpfer sich in ihnen und durch sie als Männer der Kunst und nicht bloß des öden Handwerks offenbaren. Während man im berüchtigten Zeitalter der Nüchternheit und Geschmacklosigkeit — in den letzten dreißig bis vierzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts — nach den schlechtgewählten Vorbildern des Tieflandes die Alpenländer und ihre Seegegestade mit unförmlichen Hotelbauten verunstaltete, indes man die alten Engadinerhäuser mit ihren dicken Mauern und hohen Giebeln, ihren großen Einfahrtstüren und kleinen Fenstern bloß mit einem verächtlichen Blick streifte, greift man heute wieder auf die Vorbilder zurück, die unsere Vorfahren auf Grund langer Erfahrung als das Richtige und Schöne erkannt haben. Und daß sie recht hatten, sagt sich heute jeder im Banauentum nicht ganz Erblindete, der seinen Blick von den aufdringlichen Hotelkolossen, die statt eines organischen Abchlusses nach einigen Jahren des Bestehens gewöhnlich noch einen flachen „Dividendenstock“ bekommen, zu den Neubauten im autochthonen Engadiner Hotelstil hingeleitet läßt, in dem, um nur ein Beispiel anzuführen, das Hotel „La Margna“ oberhalb des Bahnhofs von St. Moritz gebaut wurde.

Der Antriebe zu dieser erfreulichen Besserung ist nicht zum wenigsten von einem Bauwerke ausgegangen, das seit bald zwei Jahren am Wege steht, der von den Bädern zum Dorf des heiligen Mauritius emporführt. Es ist das Engadiner Museum (Abb. 1), an dem der leichte Weltbummler, dessen Lebensidealen Sport und Flirt, Küche und Keller der Hotels Genüge leisten, achtlos vorbeigeht, der denkende und für wahre Kunst empfängliche Wanderer aber sinnend und betrachtend stehen bleibt, sich und das Haus in demselben Maße ehrend. Es ist wohl das beste Zeichen für die Art und Zweckmäßigkeit des Baues, daß er so gar nichts Auffälliges hat, vielmehr dasteht, als ob ihn die Natur aus dem Boden habe herauswachsen lassen in eine Umgebung, die zu ihm paßt, wie er zu ihr; denn glücklicherweise ist seine nächste Nachbarschaft von Entstellung frei geblieben. Das Haus steht gewissermaßen da als ein Paradigma für künftige Baumeister des Engadins, als ein Stück wahrer Heimatkunst, die mit Recht an Stelle des alles nivellierenden Schematismus der Götzen Mode und Geld, den Individualismus der Natur und Bewohner wieder in seine Rechte treten läßt. Eines schickt sich nicht für alle! Eine Gegend, die sich in so vielen Dingen vom Tieflande unterscheidet, darf wohl das von sich fernhalten, was auch in der Ebene nur darum schön ist, weil es in der Natur keinen Nivalen findet, weil das Auge dort nur langweilige Linien und Flächen sieht und nicht durch fehn geschweifte Bergkonturen und einen reich gegliederten Horizont ästhetisch gebildet wird.

Der Erbauer des Museum Engiadinais, der sich auch durch eine Reihe anderer Bauten einen Namen von gutem Klang gemacht hat, Herr Architekt Nikolaus Hartmann in St. Moritz, hatte keine leichte Aufgabe vor sich, als ihm der Schöpfer des Museums, Herr Richard Campell von Süs, in Celerina, den Bau

übertrug; denn es handelte sich darum, ein Haus zu bauen, dessen Räume alle schon da waren. Die Stuben und Kammern, die aus dem ganzen Engadin und seinen Nachbartälern stammen, mußten in einem Bauwerk derart vereinigt und gruppiert werden, daß sowohl der Grundriß des ganzen Hauses als auch der äußere Aufbau dem typischen Engadinerhause entsprach. Daß er die schwierige Aufgabe richtig gelöst hat, wird jeder zugehen, der das Museum besucht.

Bevor wir das Innere des Museums ins Auge fassen, seien hier einige bedeutende Worte angeführt, die vor einem Vierteljahrhundert die Kaiserin Friedrich in einer Denkschrift niedergelegt hat. Sie sind so charakteristisch für die Anordnung der Antiquitäten von einst und jetzt, daß wir sie wohl ausführlich zitieren dürfen.

„Was macht,“ sagt sie, „den Besuch eines Museums für Laien so unendlich ermüdend und warum verwirren sich in der Erinnerung die Eindrücke des Gesehenen so störend bei dem nach Kunstgenuß dürftenden Besucher? Weil die Masse des zu Betrachtenden so aufeinander gehäuft, als Ganzes so wenig schön ist, daß man gezwungen ist, sehr scharf zu sehen, um all die Schönheiten der einzelnen Kunstwerke recht gewahr zu werden, eine Arbeit, die nur dem sehr gut geübten Auge gelingt. So gehen wir an einer Menge der herrlichsten Dinge allzu rasch vorbei, weil man den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht. Kann aber einer nationalen Baukunst eine schönere und sympathischere Aufgabe werden, als die herrlichsten Kunstwerke vergangener Zeiten richtig zur Geltung zu bringen? Sollen denn die Museen nur Speicher sein, worin die Schätze weggestellt sind, die man mit ungeheuren Kosten, großer Mühe, Geschick und Wissen gesammelt hat? Sollte man nicht ebenso glücklich aufstellen wie sammeln können im Sinne der ausübenden Künstler, die ihren Rat ja im Interesse der ältern



Das Engadiner Museum in St. Moritz (Abb. 1).

Kunst gewiß gern gewähren werden? Je mehr man anfängt, die Werke vergangener Zeiten zu würdigen und ihren wahren Wert zu erkennen, je pietätvoller müßte man mit ihnen umgehen, je mehr ihnen Geltung verschaffen..."

Diesem Wunsche trägt das Museum Engadinains vollkommen Rechnung. Es ist keine Sammlung von alten Gegenständen, kein Raum ist überladen, alles ist vielmehr an seinem Platz, nichts zu viel und nichts zu wenig. Neben den einfachen Möbeln und Geräten stehen wahre Prachstücke antiker Heimatkunst, und man muß staunen und danken, daß es dem unermüdblichen Sammler gelungen ist, diese Sachen vor jenen Antiquitätenhändlern zu retten, die schon seit Jahren das Land heimsuchen, um die guten Leute, die keine Ahnung vom Wert ihrer Erbstücke hatten, zu beschwären, ihnen ihre Schätze um geringes Geld abzutreten, damit sie sie hoch und teuer an reiche „Kunstmäcene“ verkaufen können. Wohl wenige haben gehnt, daß Herr Campell in aller Stille und ohne die Lärmtrompete, die in ähnlichen Fällen oft mithelfen muß, um den Patriotismus, den historischen Sinn und die Kunstliebe des Volkes und seines Geldbeutels zur Mitwirkung zu entflammen, eine so reichhaltige Sammlung angelegt hatte. Dafür darf er nun die Bewunderung, die seinem Fleiße gezollt wird, mit Recht genießen.

Die Märchen wissen uns von einer Wunderblume zu erzählen, die dem, der sie pflückt, als Schlüssel dient für die Wunderwelt. Mehrlich geht es auch uns, wenn wir dies Haus betreten. Wie durch ein Zauberwort versinkt hinter uns die Gegenwart mit ihrem Lärm und ihrer Mode, und vor uns stehen die alten Zeiten und die alten Menschen, von denen uns sonst nur die Chroniken noch etwas zu sagen wissen. Der lärmende Fremdentrubel, die Lokomotive und die Elektrizität hatten sie aus dem Reich der Oberkellner vertrieben, heute aber kehren sie gerne zurück in ihr Haus, wo sie wieder leben können wie einst, da sie kein unbedenkliches Auge sah und kein fremder Geist sie störte.

Nachts, wenn vom Turme die zwölfte Stunde hallt, die die Lebenden in süßen Schlummer lullt und die Toten weckt, dann kommen sie heran, nicht nur die, die oben im Dorfe den alten schiefen Turm mit ihren Knochen stützen; von allen Seiten huscht's herbei, vom obern und vom untern Engadin, von jenseits der Berge, ja selbst von weit her treibt sie die Freude in ihr Heim. Schon sehen wir eine ganze Schar bei der ihnen wohlbekannten Bank vor der Haustür versammelt,

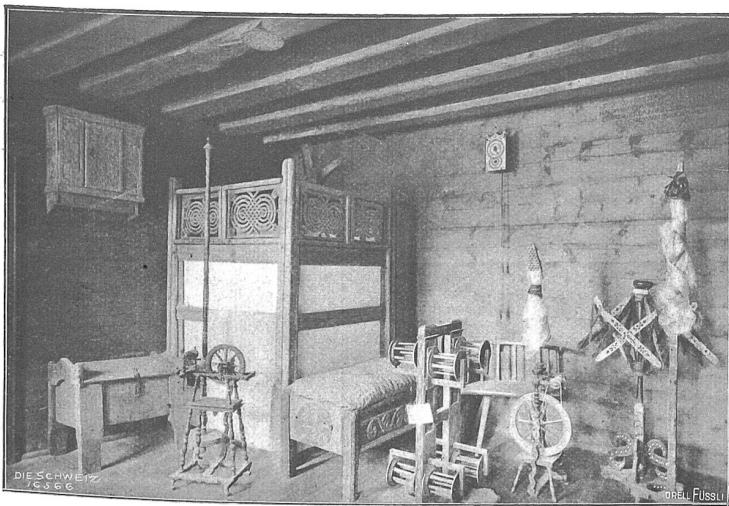
auf der sie einst vor alter grauer Zeit nach vollbrachtem Tageswerk ihren „Tramegl“, wie sie ihr Blauserstündchen nannten, hielten und die Freuden und Leiden ihrer Zeit besprachen, indes über ihnen ein altes Mütterlein, dessen Neugierde mit den Jahren gewachsen, am alten Lieblingsplatz, am Fensterchen des kleinen zweiseitigen Spikerfers sitzt und aufmerksam dem Gespräche der Männer lauscht. Wir hören sie reden von Kriegsnöten und Pestzeiten, denen sie zum Opfer gefallen sind. Da ist einer, der trotz der Warnung des alten Engadiner Sprichwortes: Chi d'nus vain passar il Po, turnand a chas' el vain — sch'el po! (Wer von uns den Po überschreitet — nämlich als Söldner — der kommt wieder heim — wenn er kann!) ausgezogen war, um unter Strozzi, dem letzten Republikaner von Florenz, Siena in seinem Freiheitskampfe gegen seinen Feind, den auch den Bündnern verhassten Medeghin von Musso, der im Namen des Kaisers den letzten Hort der Freiheit in Italien zerstören sollte, zu unterstützen, aber seinen Wagemut mit dem Leben bezahlt hat und sich jetzt seines schönen Todes rühmt. Der Reformator Gallizius und der „rätische Vergil“ Simon Lemnius trüben sich gegenseitig mit Perilles und andern Vorbildern des zu ihrer Zeit wiedererweckten Altertums, deren Leben und Streben wie dem ihrigen auch zu früh von der bösen Pest ein Ziel gesetzt worden. Pompejus Planta, „der Spanier“, beklagt sich laut, daß Jenatsch seiner Rache in den Arm fiel und seinen Plänen mit der Mordart ein rasches Ende bereitete. Der alte Chasper Campell mahnt zur Eintracht, wie er es einst bei Anlaß einer Volksaufführung zu Siis im Gewande des Methusalem getan, als das spanische Gold die Parteiwut entflammt hatte, und oben in der vom fahlen Mondschein kaum erhellten Laube aus dem alten Kloster zu Schuls murmelt ein bleicher Mönch traumverloren ein heißes Gebet für die Ruhe seiner Seele.

Wir treten ein in des Hauses Zentralraum, den „Sulèr“ den weiten gewölbten Hausgang, der im Winter und bei Regenzeit tagsüber den häuslichen Arbeiten, abends dem Spiel und Tanz der Jugend gehört. Wir werfen einen Blick auf die Schlitten und prächtigen Pferdegeschirre, die Zeugen manch froher Schlitteda waren und nun, den Wänden nach aufgestellt, von alten Zeiten träumen. Aus der „Zuozerstube“, deren feinprofilierter Balkendecke mit dem Büffetschrank und dem typischen Ofen, hinter dem ein Holztreppehen (Burel) in das obere Zimmer führt, uns ins siebzehnte Jahrhundert verjagt, könt uns der Wortstreit zweier feindlicher Brüder entgegen, von denen einer für Habsburg, der andere für Frankreich Partei nimmt und die nun sich gegenseitig Landesverräter schelten: ein trübes Bild der „Bündnerwirren“ jener bösen Zeit!

Ein schöneres Bild zaubert uns die gewölbte Küche (Abb. 2) vor unser Auge; denn vor uns steht im Geiste Donna Lupa, die tapfere Schleinserin, die den eingebrungenen Desterreichern die dampfenden Kessel weist, in denen eine echte Unterengadiner „Schoppa da giuotta“ (Gerstensuppe) brodelt für die Eidgenossen, die, wie sie in ihrer Geistesgegenwart erzählt, im Anzuge sind, um, vereint mit den Bündnern an der Galben, die Desterreicher samt ihrem Kaiser May zum Lande hinauszuerwerfen. Hier wurden auch schon vor alter Zeit all jene schweren Speisen gekocht, die heute noch bei den Engadinerinnen beliebt sind, deren Frauen auch eine Menge Sorten von Backwerk zu bereiten



Das Engadiner Museum Abb. 2. Küche mit Plattenboden.



Das Engadiner Museum Abb. 3. Spinnstube aus Brail (Untereng.).

verstehen, zu denen sie soviel Butter verwenden, daß man — wie einer sich einmal treffend ausdrückte — beim bloßen Anhören des Rezeptes einen Verdauungsschnaps trinken muß.

Auf einer steinernen Treppe, die zum Schutze des obern Stockwerkes gegen zudringliches Klauen- und Federvieh durch eine Gittertüre abgesperrt ist, kommen wir zunächst in ein Zimmer aus Brail mit der Jahrzahl 1580 und „gestrickten“, d. h. aus Balken gezimmerten Wänden. (Abb. 3 und 4). Es ist eine jener typischen Spinnstuben (Stüva da filadé), die im Engadin wie ihresgleichen im Lande der Germanen allabendlich zur Winterszeit die Geschichten und Märchen der alten Weiber und die schlechtverwahrten Herzensgeheimnisse der jungen Mädchen vernahm und jetzt noch vernimmt, wenn die alten Trachten mit den feinen Stickereien und kostbaren Häubchen, die tagsüber oben im geräumigen Korridor des Museums sichtbar sind, sich beleben und fichernde Mädchenseelen bekleiden oder Zirbelnüsse knackende Matronen umhüllen.

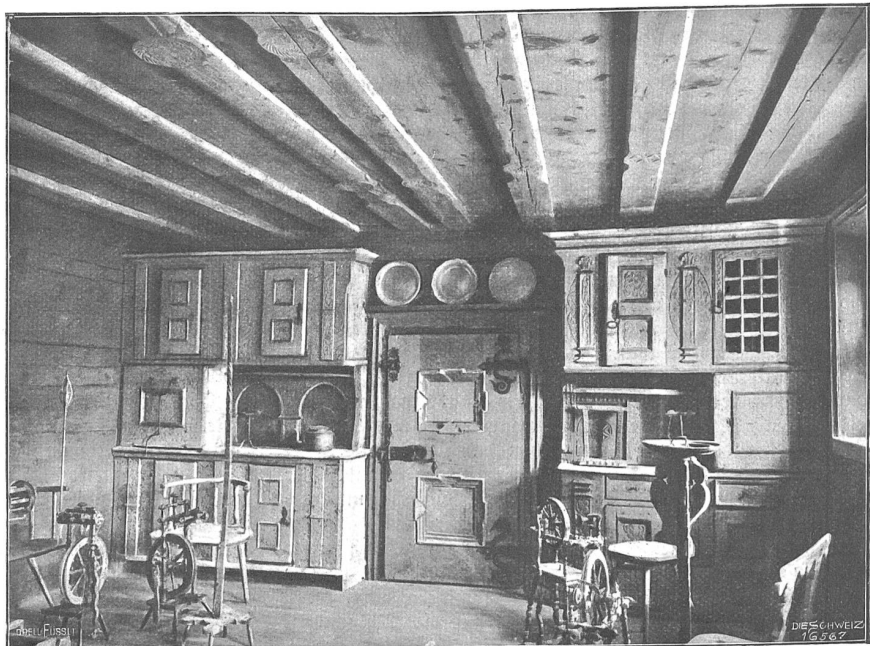
Und weiter führt uns der Rundgang in die „gute Stube“ (Stüva sur oder obere Stube) aus einem Zwozger Hause. Sie ist barock, wie die Leute, die sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts beherbergte und die, anders als ihre vorangegangene Generation, an Stelle der Weltpolitik der „Spanier“ und „Kronenspreiser“, sich für die „reine und orthodoxe“ Lehre des Katechismus ereiferten, über ihrer Lokalpolitik die Welt vergaßen und am warmen Ofen, die Rolle der bescheidenen beati possidentes spielend, sich des langersehnten Friedens freuten, der endlich dem jammervollen Kriege ein Ende gemacht hatte.

Nach dem an historischen Erinnerungen reichen Misogertale versetzt uns die Prunkstube aus dem Hause der Adelsfamilie à Marca in Mesocco (Abb. 5 und 6), deren merkwürdige und für dieses südliche Alpenland charakteristische Schuppenornamentik der Kassettendecke, sowie der Möbel und Türen, die Lage der Schindeln auf den Dächern nachahmt.

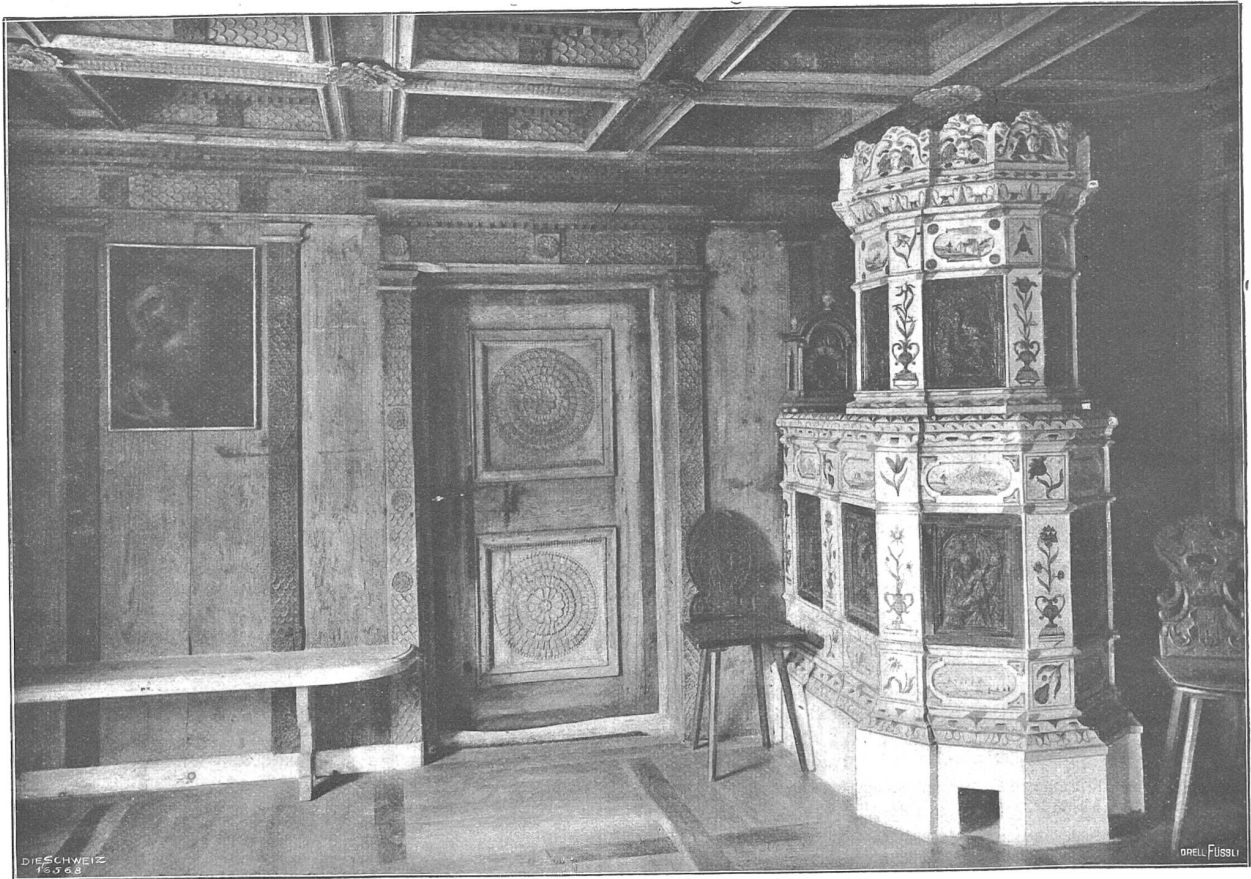
Durch einen mit Waffen und Truhen geschmückten Vorsaal tre-

ten wir ein in den Rittersaal (Abb. 7), der einst im Hause der Visconti-Venosta zu Grosso im Veltlin sich befand und ursprünglich als Gerichtssaal diente, als welcher er nach der Tradition eine traurige Berühmtheit sich erwarb. Wer die Stimme der Geister versteht, der hört, wie hier in der Mitternachtsstunde Robustelli den blutigen Befehl zum Mord aller Protestanten im Veltlin wiederholt, der an jenem bösen 19. Juli 1620 zwischen diesen vier Wänden erlang und sechshundert Protestanten das Leben kostete, da sie, trotzdem sie durch mehr als eine Bluttat gewarnt worden waren, auch Spanien und Rom nicht zutrauen wollten, was diese im Interesse der Politik und Geistesknechtschaft an ihnen mit ruchloser Hand vollführten. Aber auch der Rächer dieses feigen Mordes ist nicht fern. Droben in der gotischen Weinstube (Abb. 8) sitzt er staubebedeckt, pflegt Rats mit seinen von gleichem Patriotismus und Haß gegen die Spanier entflammten „Gutherzigen“ und schmiedet Pläne für die Rache. Wie glüht das Auge des rätischen Wal-

enstein und Gustav Adolf; denn diese beiden sind hier vertreten in der Helbengestalt des Präbikanten Jürg Jenatsch, der eben vor Robustellis Dolchen sein nacktes Leben über den Murettopf aus dem Veltlin nach dem Engadin herübergerettet hat und nun seinen Becher, mit Inferno gefüllt, der in der Nähe seines einst so idyllischen, jetzt mit Blut besudelten Pfarrhäuschens reifte, auf Bündens Befreiung aus der Macht der Habsburger leert. Er wird fortan die Kanzel mit dem Schlachtroß und die Bibel mit dem Schwerte verkaufen und statt: Liebet eure Feinde! wird er von nun an predigen: Hasset die Spanier! Nicht weit von ihm steht der „gute Herzog“, das edle Werkzeug des unebeln Michelieu und seiner verschlagenen Politik. In seiner wehmütigen Miene steht zu lesen: „Einer von euch hat mich verraten!“ und Jenatsch spricht zu ihm: „Ich bin's; ohne diesen Treubruch war Rätiens Freiheit nicht zu erlangen! Der schlaue Kardinal, der Europas Geschicke zu lenken wähnt, kann nur mit seinen Waffen besiegt werden. Es tut mir leid um dich, mein lieber Nohan; aber das Vaterland forderte von mir auch das. Du kämpfe weiter



Das Engadiner Museum Abb. 4. Spinnstube aus Brail (Untereng.).



Das Engadiner Museum Abb. 5. Brunnstoß aus dem Hause à Marca im Misor (vom J. 1621).

für deine Ideale, und kannst du ihnen im Leben nicht mehr dienen, so suche sie im Heldentod!"

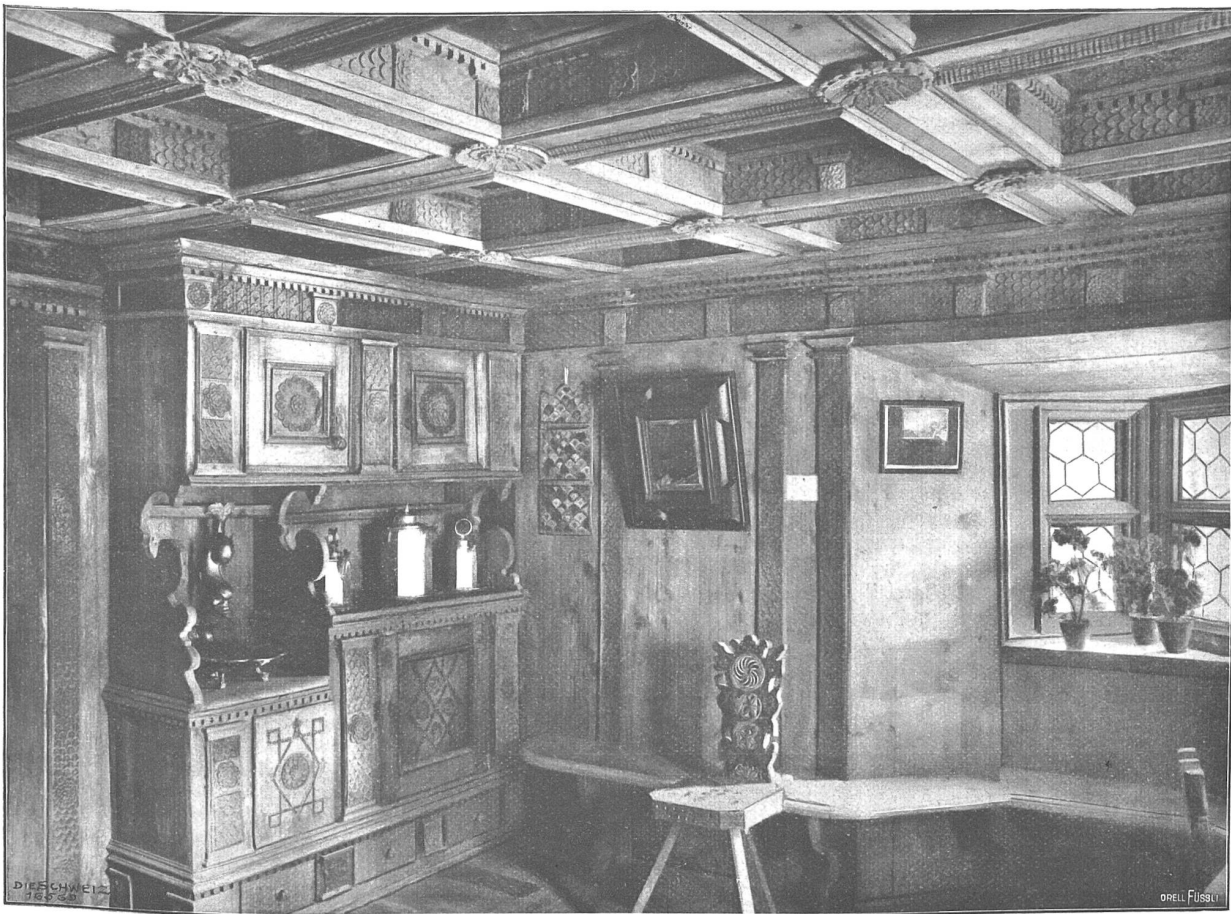
Drüben, jenseits des breiten Ganges mit seiner Holzdecke und dem originellen Sgraffito aus dem Planta-Hause zu Samaden ist die böse Pest eingezogen, die in frühern Jahrhunderten oft auch die Dörfer des gesunden Engadins entvölkerte. Als ein Memento mori grinst dem im Himmelbett vom Fieber Geschüttelten, dem kein Hoffnungstrahl mehr leuchtet, ein scheußliches Totengerippe vom Himmel der Bettstelle entgegen (Abb. 9). Das düstere Bild treibt uns aus dem unheimlichen Raum, und wir gesellen uns im Vorbeigehen gerne zu den frohen Insassen der Herberge, die zwar voll Tabaksrauch ist, den fahrende Schüler, Künstler und Handwerksburschen, dem geistlichen und weltlichen Verbote zum Trotz, aus ihren langen Holländerpefischen paffen. Sie wissen manchen guten Witz und manche Geschichte zu erzählen, die sie erlebt oder gehört haben und nun zum allgemeinen Besten geben, bis die Wein- und Lumpenglocke sie aufs harte Lager treibt.

Gleich neben der Gaststube befindet sich die Chamineda oder Vorratskammer (Abb. 10), die die reichen Schätze des Haushaltes birgt und, zumal nach der Hausmehg, reich versehen ist mit jenen delikaten luftgetrockneten „Binden“, deren Vorzüglichkeit der „Unterländer“ schon damals neidlos zugestand, als er dafür den Namen „Bündnerfleisch“ erfand. Hier ist die Hausfrau Königin, hier herrscht sie souverän und verfügt über die Schlüssel. Eine rechte „Massera“ setzte — wenigstens in der guten alten Zeit — ihren Stolz darein, daß immer noch ein ganzer Jahrgang Schinken und Binden, d. h. eine ganze Mehg vom Vorjahre, in der Chamineda hing, wenn neue Opfer des menschlichen Appetites auf die Schlachtbank geführt wurden. Als im Jahre der unheilvollen Hochwasser —

1566 — der Jun die Brücke bei Sius wegschwemmte, auf der sich gerade Ulrich Campells Gattin befand, da dachte sie in ihrer Geistesgegenwart an die zwei wichtigsten Dinge, die sie noch ausführen mußte: sie warf das Bünd mit dem Schlüssel zur Chamineda ans Ufer und befahl ihre Seele in Gottes Hand; dann verschwand sie in den Fluten.

Der Brunnraum des Hauses und damit das Hauptstück des Museums Engiadinais, ist der hochgotische Saal aus dem ehemaligen Hause des Bischofs von Chur in Savognin, der mit seiner gewölbten Decke und seiner reichen Dekoration den Eindruck einer echten Herrenstube erweckt. Eben treten aus ihm zwei vornehme Engadiner uns entgegen, die sich gerade auf der Rückreise von Basel befinden und nach dem Julierpasse weiterzureisen im Begriff sind, nachdem ihnen als „lieben Eids- und Puntsgenossen“ im Herrensaal von ihren Oberhalbsteiner Freunden der Ehrentrunck gespendet worden. Es sind Balthasar Planta und Johann Travers, die im Namen und Auftrag ihres Heimatales vor dem hochlöblichen Rat zu Basel Klage geführt haben, weil der gelehrte Sebastian Münster in seiner „Kosmographie“, im leichtesten Glauben an die verleumderische Anklage eines Böswilligen, die Engadiner „größer Schelmen denn die Zigeuner“ genannt hatte. Dafür haben ihnen Rat und Bürgerschaft und der Buchdrucker Petri an Stelle des verstorbenen Autors volle Satisfaktion erteilt und zu Urkund dessen einen Pergamentbrief ausgestellt, den sie triumphierend zeigen. Und sie dürfen sich darauf auch etwas zugute tun, hat es ihnen doch der Rat der vornehmen Stadt Basel schriftlich gegeben, daß sie „fromme und biberbe Lüte“ seien.

Im Korridor draußen macht sich ein Unterengadiner an der schweren Bärenfalle zu schaffen. Es ist der Großvater des Gründers des Engadiner Museums, ein echter Campell, in



Das Engadiner Museum Abb. 6. Prunkstube aus dem Hause à Marca im Misox (1621).

dessen Zügen noch die Unersehbarkeit seines Vorfahren, des Reformators und Historikers Ulrich Campell, des „rätischen Herodot“, unverkennbar zu Tage tritt. Beide zeigten ihren Mut: der eine im Kampfe mit dem Unverstand und Aberglauben der Menschen, der andere gegen „Meister Pegg“, dessen Nachkommen bis vor kurzem noch das Unterengadin unsicher machten. Vor nicht vielen Jahren hat ein Vertreter ihres Geschlechts dem Pfarrherrn von Scarl auf einer Amtsreise einen solchen Schrecken eingejagt, daß er zum Trost und Aufschluß für seine Hinterbliebenen — auf den schlimmsten Fall hin — einen Zettel mit den Worten *L'uors m'a maglià* (der Bär hat mich gefressen) in seiner Angsthöhle — *ipso facto* — am Wege deponierte und davonlief, um glücklicherweise zu Hause das Gegenteil von dem melden zu können, was er in seiner Angst geschrieben hatte.

Die Geisterstunde naht ihrem Ende und unser Rundgang auch. Einen haben wir noch nicht gesehen, dem wir hier zu begegnen hofften. Doch sieh, wer steht dort an einem der mit dem Wappen des Steinbocks gezierten Harnischtröge, die im Hause eines jeden vermöglichen Bündners auf obrigkeitliches Geheiß hin sich finden mußten? Ist's nicht Graubündens Nationalheld Benedikt Fontana? Ja, er ist's. Den besten Harnisch

hat er gewählt; denn es ist ein harter Strauß, dem er an der Calven-Klause entgegenght. Aber noch besser als sein Panzer und Schwert ist sein Mut, mit dem er auch noch im Sterben seinen Getreuen den Weg zum Siege bahnen wird. „Frisch drauf und dran! Ich bin nur ein Mann, stürmt über mich hinweg, heute gibt es für uns nur Sieg oder Tod! Heute Bündner oder nimmermehr!“

Vom Turme hallt ein langgezogener Schlag. Noch tönt einmal mächtig durch die Gänge und Hallen der Ruf der Bündner im Krieg und Frieden: *Viva la Grisca!* Und dann wirds still, die Geister sind in ihre Gräber zurückgekehrt. Droben aber am Himmel geht der Mond, der alte Philosoph, gelassen seine Bahn und läßt mit besonderm Wohlwollen sein mildes Licht leuchten über dem Hause, das ihn an die guten alten Zeiten erinnert und an ihre Menschen, die viel geliebt, gelitten und gestritten und die, mochten sie auch manche Schattenseiten haben, wenigstens den großen Vorzug vor uns modernen Herdenmenschen hatten: scharfgeschnittene Charaktere zu sein und sein zu dürfen!

Wie manche Heldengestalt hat nicht das Schicksal aus dem harten Fels des Bündnervolkes herausgemeißelt! *Et haec memnisse iuvabit!*

Dr. Carl Camenisch, Basel.

— ❧ Beate ❧ —

Novellistische Studie von Max Müller, St. Gallen.

III.

In ihrer Seele stiegen Bilder auf. Sie kamen und gingen von selbst, eines rief dem andern. Ihr Ich saß im Dunkeln und schaute zu.

Bilder aus einer fernen Zeit, die ihr nicht mehr recht wirklich vorkommen wollten! Nicht die Kindheit mit ihrem unwissenden, tändelnden Spiel. Man schätzt das, was man durch

Nachdruck verboten.